

Von Sebastian Balzter

Kirkenes hat oft genug gekämpft. Gegen die Stürme und die Dunkelheit im Winter, wenn die Sonne es sechs Wochen lang nicht über die Berge im Süden schafft. Gegen die deutschen Besatzer in Norwegen und ein sowjetisches Bombardement, das von der Fünftausend-Einwohner-Stadt an der Küste der Barentssee 1944 nur noch Ruinen übrigließ. Gegen die Strukturschwäche, gegen die in der Finnmark kein Kraut gewachsen schien. Den Kampf um die Arktis aber, den nun manche Geopolitiker und Sicherheitsexperten vorhersagen, weil Russland, Norwegen und die anderen Anrainerstaaten auf die im Eismeer verborgenen Gas- und Ölfelder spekulieren, will Kirkenes nicht mitmachen. Stattdessen hat sich die Kleinstadt im äußersten nordöstlichen Zipfel Norwegens der Verständigung über die Landesgrenzen hinweg verschrieben.

Einmal im Jahr nimmt sich Kirkenes die Freiheit, sich wie eine internationale Metropole zu fühlen, um diese Position darzustellen: mit „Barents Spektakel“, Europas nördlichstem Kulturfest. „Mind the map!“ heißt das Motto diesmal, zur Eröffnung ist sogar die norwegische Königin Sonja angereist. So lang ist ihr Reich: Wäre sie die 2500 Kilometer von Oslo aus nach Süden statt nach Norden geflogen, stünde sie auf der Piazza Navona in Rom statt zwischen Taxistand und Shopping-Mall auf der Dr.-Wessels-Straße mitten in Kirkenes. Die Winternacht ist sternklar, später wird ein Nordlicht über den Himmel flackern. Die Königin trägt Pelz.

Die Bewohner der Finnmark müssen robust sein, um den Widrigkeiten ihrer Heimat zu trotzen. Nackter Fels, Moos und Gras, kratzige Büsche und im Windschatten höchstens ein paar magere Birken, so sieht die Landschaft im Sommer aus. Jetzt im Winter ist sie ein Schwarzweißfilm, in dem Flüsse und Seen die einzige Abwechslung vom Schnee sind. Einen Frühling, so sagen zumindest die Zugereisten, gibt es hier nicht; der Mai sei der schlimmste aller Monate, weil immer noch keine Blüte zu sehen ist und das Tauwetter die Straßen aufweicht.

Luba Kusownikowa hat sich davon nicht schrecken lassen. Sie ist die künstlerische Leiterin des Barentsspektakels. Vor vier Jahren ist sie aus ihrer russischen Heimat nach Kirkenes gezogen, wo alle Straßen auch auf kyrillisch ausgeschildert sind – nicht nur aus symbolischen Gründen, sondern auch wegen der vielen Einkaufs- und Arbeitspendler. In Moskau sei es ihr zu langweilig geworden, behauptet Kusownikowa kokett und schüttelt ihre langen rotbraunen Locken dazu. Gewissermaßen ist sie durch den Umzug sogar in ihre Heimat zurückgekehrt: Ihre Geburtsstadt am Weißen Meer, nicht weit von Archangelsk, genießt zweifelhaftes Berühmtheit als Fertigungsstätte für die sowjetische Atom-U-Boot-Flotte.

Nach Norwegen gelockt hat Kusownikowa eine kleine Gruppe von Künstlerinnen aus Kirkenes, die nach einem Bild von Edvard Munch als „Pikene på broen“ firmieren – die „Mädchen auf der Brücke“. Vor acht Jahren, damals noch ohne Kusownikowa, haben sie das Barentsspektakel ins Leben gerufen. Inzwischen ist die Russin dank ihrer unverwechselbaren Quirligkeit zum personifizierten Programm des Festivals geworden. „Lasst uns die Grenzen herausfordern und die Karten neu zeichnen“, so formuliert sie mit geradezu missionarischem guter Laune und dezentem russischen Akzent ihr Anliegen.

Rund zweihundert Künstler aus dem Rest von Norwegen, aus Moskau und Sankt Peters-



Kultur bringt Farbe ins Weiß des Winters: Nördlich des Polarkreises werden in der norwegischen Stadt Kirkenes große Kreise gezogen. Foto Balzter

Nur der Königin sind hier Kalauer gestattet

Je harscher die Natur, desto wichtiger die Kultur: Jedes Jahr zum Barentsspektakel darf sich die norwegische Kleinstadt Kirkenes für eine Woche wie eine Metropole fühlen.



Königin Sonja bei der Eröffnung des Barents Spektakels Foto Festival

burg, aus dem Baltikum, aus Deutschland und Italien sind Kusownikowas Einladung gefolgt. Mehr als 500 000 Euro lassen sich, Wirtschaftskrise hin oder her, das norwegische Außen- und Kulturministerium sowie eine Handvoll weiterer Sponsoren das Spektakel kosten. Es passt einfach zu gut zu dem, was die Regierung in Oslo nicht müde wird zu betonen: Der Norden ist der Kern ihrer außenpolitischen Strategie. Denn Kirkenes ist nur zwanzig Kilometer von der Grenze zu Russland entfernt; während des Kalten Kriegs verlief hier eine der wenigen direkten Nahtstellen von Sowjetunion und Nato. Heute soll aus der Gegend eine Modellregion werden, in der sich das wirtschaftliche Interesse an Bodenschätzen und Transportrouten mit kulturellem Verständnis verschränkt. Gerade haben sich die norwegische und die russische Regierung nach jahrzehntelangen Streitigkeiten auf eine gemeinsame See-grenze geeinigt, Konflikte mit dem Nachbarn im Osten sind zu vermeiden.

Außer der Königin ist deshalb auch der Außenminister nach Kirkenes gekommen. Nach den mitternächtlichen Eröffnungsansprachen spazieren beide gemeinsam mit Luba Kusownikowa die Hauptstraße hinab, von den

neben und hinter ihnen gehenden Schaulustigen nur durch die unsichtbare Grenze des Respekts getrennt. So unkompliziert ist Norwegen manchmal. Die Spitze des Umzugs bildet die Hobbyblasmusikkapelle der Stadt.

Die Musiker sind nicht die Einzigen, die in dieser Nacht Uniform tragen: Ein Grenzkommis-sar, Oberst der norwegischen Armee, erläutert das für einen Teil der Festivalsausstellung genutzte Material. Sechs Paar Originalgrenzpfosten, die norwegischen gelb gestrichen, die russischen rot-grün, stehen sich im Abstand von wenigen Metern in der Stadtmitte gegenüber, am linken Straßenrand die russischen, rechts die norwegischen. So verlegt Martin Traavik, ein aus Norwegen stammender Künstler, mit einer einfachen Idee die Peripherie ins Zentrum und nimmt damit einen der Grundgedanken des Festivals auf. Aus massivem Holz seien die Pfosten, berichtet der Oberst, ein Sä-gewerk ganz in der Nähe habe sie ehemals geliefert. „Martin“, lobt er dann den Künstler in ver-söhnlich-väterlichem Ton, „du hast aus meinen Pfosten etwas sehr Gutes gemacht.“

Militärischen Drill dagegen versucht später der finnische Akkordeonist Kimmo Pohjonen zu verbreiten. Doch sein rustikaler Ton und sei-

ne martialische Aufmachung sind reine Parodie. Mit kehligen Lauten treibt er in der Rolle eines unbarmherzigen Schleifers die in Ringer-tracht angetretenen Statisten an, nimmt dabei genussvoll die Klischees ihrer vermeintlichen Heimatländer Russland, Finnland und Norwegen aufs Korn und streckt sie dann mit einer Salve aus seinem Instrument nieder. Das als Kampfabend getarnte Konzert, dem die von einer Balalaika begleiteten Auftritte von Faust-kämpfern und eine ins Moderne gewendete Aufführung norwegischer Volkstänze vorange-gangen sind, ist in diesem Jahr der Höhepunkt des Festivals. Das Publikum in der in den Fels gesprengten Turnhalle von Kirkenes jöhlt, in der ersten Reihe applaudiert die Königin, neben ihr hält es Luba Kusownikowa kaum noch auf ihrem Platz.

Dass außer den Staatsgrenzen und jenen zwischen Klischee und Wirklichkeit auch die Grenzen zwischen Land und Wasser flüchtig sein können, zeigt der Italiener Stefano Cagol mit einer Videoinstallation, die in einem leer-geräumten Laden im Obergeschoss der Shop-ping-Mall von Kirkenes gezeigt wird. Zur Eröff-nung führt das von norwegischen Youtube-Besuchern als Kultband gehandelte Männerduo Polka-Björn eine Komposition für Jodler und Akkordeon auf, zu deren Klängen die Königin am Endpunkt der kleinen Prozession durch die Stadt die Stufen hinaufsteigt. Rolltreppen sind nichts für gekrönte Häupter.

Cagol stammt aus Trient, er kam im vergan-genen November zum ersten Mal in die Finn-mark, ein „Artist in Residence“-Stipendium fin-anzierte den vierwöchigen Arbeitsaufenthalt. „Es war die ideale Jahreszeit für mein Projekt, weil es damals nichts anderes als Zwielicht gab“, berichtet er. So verschwimmen in seinen grauschattierten Filmen die salzigen Wellen der Barentssee mit dem Sand, die Holzbalken eines Schuppens mit dem Horizont.

So zurückhaltend der Italiener auftritt, so extrovertiert gibt sich auf dem Marktplatz von Kirkenes die aus Münster und Leipzig angereis-te Theatertruppe Titanic. Vor einer Schloten und Hochöfen nachempfundenen, ins Licht von Fackeln getauchten Kulisse bearbeiten sechs Instrumentalisten in historisierenden Ge-wändern mit Hämmern, Schweißgeräten und Lötkolben brachial die metallischen Klangkör-per der vor ihnen aufgebauten Kessel und Roh-re. Den Takt gibt ein in einem Käfig über dem Publikum stehender Dirigent mit weißer Perü-cke vor, dazu läuft vom Band ein Popsound, der vom Sphärischen ins Dramatische gleitet. Auf der Bühne fliegen Funken; ein Feuerwerk schließt die „Hochofensinfonie“ ab, mit der das Theater in dieser Saison durch Deutsch-land tourt. Sie sei grenzenlos begeistert, sagt die Königin von einem Balkon herab, als die letzte Rakete verglüht ist und der Duft von ab-gefackeltem Brennstoff sich verflüchtigt hat. So einen Kalauer darf nur sie sich erlauben.

Allerdings passt die von den Gästen aus Deutschland verbreitete Ruhrgebietsstim-mung wirklich gut zu Kirkenes. Die Stadt, die sich ihre Zukunft in Hochglanz-Businessplä-nen als Service- und Logistikzentrum für den Abbau der Gasreserven in der Barentssee aus-malt, die nach Schätzungen der Förderkonzern-e mehrere Milliarden Dollar wert sind, hat eine Vergangenheit als Erzhafen und Arbeiter-siedlung. Die Grube im Süden der Stadt, die im neunzehnten Jahrhundert mit deutschem Kap-ital in den Fels getrieben wurde, lag einige Jah-re still. Doch die steigenden Rohstoffpreise ha-ben den Abbau inzwischen wieder rentabel ge-macht. Der neue Betreiber der Grube ist ein Konzern aus Australien. Geld kennt schon lan-ge keine Grenzen mehr.

FRANKFURTER ANTHOLOGIE

Redaktion Marcel Reich-Ranicki

Doris Runge

blind date

es muss ja nicht gleich sein nicht hier sein zwischen tür und engel abflug und ankunft in zugigen höfen es könnte im sommer sein wenn man den schatten liebt es wird keine liebe sein jedenfalls keine fürs leben

Silke Scheuermann

Blindflug mit Anfassen

Das Liebe blind macht für das geliebte Objekt, wissen wir seit Plutarch, und dass in der deutschsprachigen Lyrik immer mehr Anglizismen verwendet werden, spätestens seit der Jahrtausendwende. Aber für manche Begriffe gibt es einfach keine stimmige Übersetzung: „blind date“ zum Beispiel ist so ein Fall, jene Bezeichnung für ein Treffen mit einer Person, die man vorher nur schriftlich oder telefonisch kontaktiert hat und die man sich im Hinblick auf eine mögliche Affäre, ein Verhältnis oder eine Partnerschaft genauer ansehen möchte. Das englische „blind“ bedeutet bekanntlich dasselbe wie das deutsche „blind“, und hier schafft das Eigenschaftswort eine herrlich doppeldeutige Ironie. Denn weniger „blind aus Liebe“ als bei so einem quasi abgekarteten Spiel, dem Eignungstest für die Partnerschaft nach gewissen Kriterien, kann man schwer sein. Fest steht, dass sich keines der großen Liebespaare der Weltliteratur auf diese Weise gefunden hätte.

„Blind date“ findet sich in Doris Runges neuestem Gedichtband „was da auftaucht“; der Text wird getragen von einer melancholischen Grundstimmung, wie sie typisch ist für Doris Runges lyrisches Temperament. Der Leser soll keinesfalls zu viel erwarten: „es muss ja nicht / gleich sein“, diese ersten beiden Zeilen sparen das Wort „Liebe“ aus und drängen es dadurch umso mehr in den Sinn. Vielleicht, denkt man, könnte sie sich doch noch ereignen? Dies zumindest wird nicht ausgeschlossen, zumal die Dichterin den Dingen mit geradezu großzügiger Geste Zeit einräumt. Damit wird ganz nebenbei die Schnelligkeit der Bedürfnisbefriedigung kritisiert, die charakteristisch für die heutige Konsumkultur geworden ist. Das Wort „nicht“ kommt zweimal vor, genauso häufig wie „keine“ („keine / liebe“, „jedenfalls keine / fürs leben“). Diese beiden doppelten Verneinungen bestimmen den interpunktionslosen

und durchweg kleingeschriebenen Text: Was alles fehlt, davon handelt das Gedicht.

Doch muss dies eigentlich so sein? Durch eine hübsche Verschiebung wird dem Alltag jedenfalls eine Poesie zugesprochen, die umso ungeheurer erscheint, je beiläufiger sie daherkommt, nämlich „zwischen tür und / engel abflug“. Der beliebte Ausdruck „zwischen Tür und Angel“ – wieder ein Hinweis auf die Alltagshektik – wird lustvoll verändert, aus „Angel“ wird „Engel“, fast könnte man sich verlesen, das englische Wort „angel“ fällt einem ein, aber es bleibt nicht dabei: „Engels Abflug“ – so lautet für Doris Runge die präzise lyrische Verortung einer Zeit, in der alles Mögliche passieren könnte oder eben nicht.

Das Hinterfragen jedes einzelnen Worts ist längst ebenso ein Kennzeichen Runges wie die Kürze der Gedichte. Die 1943 geborene Autorin, die bisher acht schmale Lyrikbände veröffentlicht hat, verzichtet auf alles sprachliche Blendwerk; sie hat das Weglassen zu ihrem poetischen Prinzip gemacht, sie spricht nur an der Grenze zum Schweigen. In dieser Welt – und das ist Doris Runge sprachliche Utopie – haben Wörter noch eine Bedeutung, jedes einzelne. Wenn sich der Lesende also bei diesem Text zu guter Letzt fragt, wozu das ganze „blind date“ überhaupt nütze sein soll, wo doch so viel nicht machbar ist und keine Liebe erhofft werden darf, so ist er Runge Sprachratsellösung ganz nahe.

Das Gedicht enthält eine sanfte Mahnung in der Erinnerung daran, dass echte Liebesgeschichten grundsätzlich Entwicklungsgeschichten und entsprechend kompliziert zu erleben sind. Man verliebt sich aufgrund von Prägungen in eine bestimmte Person – und findet sich in der Liebe endlich selbst. Man war sein Leben lang darauf geeicht, dass die Capulets ein

besonders übler Familienschlag sind, und stellt fest, dass dem nicht so ist; man kämpft mit sich, mit den Umständen; liebt glücklich oder unglücklich, aber man liebt, und dieser Zustand ist der allerlebendigste.

Doris Runge hat einmal gesagt: „Jedes Leben ist irgendwo auch ein Gleichnis. Und bei aller Individualität sind die Sorgen und Nöte der Menschen die gleichen. Wie fremd sie sich sind und wie sie ihr Glück suchen – das ist der Stoff, aus dem meine Gedichte sind.“ Hier ist es die Sehnsucht nach Liebe, die allen Menschen angeboren ist, der sich die Autorin einmal mehr angenommen hat, und es ist kein Zufall, dass weder ein „Ich“ noch ein „Du“ in dem kleinen Text vorkommen, da letztlich von der Einsamkeit des Menschen berichtet wird, die ihn solch absurde Aktionen wie das „blind date“ erfinden lässt – und ihn zuallerletzt doch nicht vor jenem einzigen „blind date“ retten kann, das alle Menschen haben, ob sie wollen oder nicht: dem Rendezvous mit dem Tod. Dies ist eine zweite Lesart von Runge Gedicht, und erst durch sie wird man der vollen Brillanz des kleinen Textes gerecht.

■ Doris Runge: „was da auftaucht“. Gedichte. Deutsche Verlags-Anstalt, München 2010. 90 S., geb., 14,99 €.